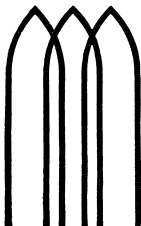


UNSER BUND

ALTERENBLATT DES BUNDES DEUTSCHER JUGENDVEREINE



21. JAHR

JANUAR 1932 HARTUNG

HEFT 1



Unser Bund

herausgegeben vom Bund Deutscher Jugendvereine e. V.

Bundesleiter: Prof. D. Dr. Wilhelm Stählin, Münster i. Westf., Paulstraße 15 (Fernruf 20 597).

Bundeskanzlei und Bundes-Geschäftsstelle: Göttingen, Weender Straße 86, I (Postfach 204), Fernruf Göttingen 2861.

Bundeswart August de Haas, Bundesgeschäftsführer Georg Brust, Göttingen, Postfach 204. Postcheckkonto des Bundes: Berlin Nr. 222 26

Schriftleitung:

„Unser Bund“ wird in ständiger Verbindung mit Pastor Karl Peter Adams-Hamburg und Pastor Kurt Vangerow-Liegnitz herausgegeben von Jörg Erb, Hauptlehrer, Gersbach Amt Schopfheim (Baden).

„Bund und zu wissen“

Bundeskanzlei:

1. Auch an dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß die **Jugendpfleger- Freizeit** am 31. Januar 1932 in Reiffenhausen, Göttingen-Land, beginnt, sie dauert bis einschließlich 4. Februar 1932. Der 5. Februar soll Abreisetag sein. Alles Nähere ist durch die Bundeskanzlei zu erfahren.
2. Wir denken, etwa Ende Februar ein **Arbeitslager** für erwerbslose Bundesbrüder auf der Westerburg beginnen zu können. Genauer Plan folgt möglichst bald. Wer die Absicht hat, sich zu beteiligen, melde sich bei der Bundeskanzlei in Göttingen, von wo er auch alles Nähere erfahren kann.

Inhalt dieses Heftes:

Friede auf Erden. — Epiphanias. — Was sollen wir im Jahre 1932 tun? — Ein Kapitel Geopolitik. — Franzosen. — Trotadero. — Französische Jugend. — Und die Frontkämpfer? — Älterenbrief. — Vom Tage. Buch und Bild. — Die Ecke. — Anzeigen.

Anschriften der Mitarbeiter:

Wilhelm Thomas, Bremke (Göttingen-Land). — Adolf Brandmeyer, Gelsenkirchen-Schalle. — Hans Preusch, Weil a. Rh. (Baden). — Rudolf Goethe, Darmstadt, Kahlerstr. — Kurt Vangerow, Liegnitz, Schützenstr.

Friede auf Erden

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friedel auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zingend,
Dringlich flehend leis verklagend:
„Friede, Friedel . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühen mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer



4326



010310

80

Epiphánias.

Weihnachten und Epiphánias stehen ähnlich zueinander wie Karwoche und Ostern. Wenn nun schon der Protestantismus aus dem „Stillen Freitag“ in weiten Gebieten einen Festtag gemacht hat, der an kirchlicher Bedeutung Ostern zu überstrahlen droht, so hat das ganze Abendland die Begehung der Geburt Christi am 25. Dezember fast völlig an die Stelle des aus dem griechischen Morgenland (Aegypten?) stammenden Epiphánienfestes treten lassen. In beiden Fällen ist der Tag, an dem man die Herrlichkeit Christi feierte, ersetzt durch den Tag, an dem man seine Erniedrigung begehrt. Es gehört aber beides zueinander, und so unentbehrlich die Begehung der „Niedrigkeit Gottes“ ist — der Glanz des Festes gehört doch wohl eigentlich dem Tage, der den Durchbruch der Herrlichkeit Gottes als Frucht jener Erniedrigung verkündet.

Epiphánias ist, wie der Name sagt, das Fest der Erscheinung Gottes (darum auch Theophania genannt), der Tag des Offenbarwerdens seiner Kraft und Güte auf Erden. Zur Darstellung dieser Gottesoffenbarung gebraucht noch Luther in seinem Epiphánienliede „Was fürchtest du, Feind Herodes, sehr“ drei biblische Ereignisse: die Auffindung des Gott-Königs im Stalle zu Bethlehém durch die Magier, die Taufe Jesu im Jordan als seine Berufung zum Werk der Erlösung und die Hochzeit zu Kana als „das erste Zeichen“, mit dem Jesus aktiv „seine Herrlichkeit offenbarte“.

Heute ist Weihnachten weitbin nicht nur zum Epiphániasfest geworden, sondern wird überhaupt als das größte christliche Fest gefeiert. Epiphánias dagegen ist in vielen Gegenden Deutschlands abgeschafft oder auf einen Sonntag verlegt, z. T. als Missionstag, und der katbolische Volksteil begehrt es statt als Herrenfest als Heiligenfest, nämlich unter dem Einfluß der in der Erzbischofsstadt Köln beheimateten Verehrung der „heiligen drei Könige“ als „Dreikönigstag“.

Aber diese Entstellung und Verkümmernng des Epiphánienfestes entspricht nicht unserer geistigen Lage und Glaubenshaltung. Hinter uns liegt eine Zeit, die große Mühe darauf verwendet hat, Christus nicht nur im Wunder der Weihnacht und des Erlösertodes zu sehen, sondern seine Bedeutung für uns gerade in der ganzen Breite seines irdischen Wirkens in den Mannesjahren zu erkennen. Dies Bemühen ging aus von den Nöten und Zweifeln, die dem Menschen von heutzutage gerade die Weihnachtsbotschaft und die Osterbotschaft bereiten. Man blickte in das Neue Testament und fand dort den Zimmermannssohn und Rabbi-Propheten Jesus den Nazoräer, den „geschichtlichen Jesus“. Zuerst hatte man versucht, die Kulturbedeutung dieses Jesus auf den Schild zu erheben; als man aber gerade daran irre wurde — Friedrich Naumann sah die schlechten Wege in Palästina, zu deren Besserung Jesus nichts getan, und das Evangelium von dem sozialen Wohltäter der Menschheit erstarrt ihm auf den Lippen —, da zeigte sich ein ganz anderer Sinn dieser Heilungen und Wundertaten, dieser Gleichnisreden und Kultstiftungen: man erfährt die Wahrheit des johanneischen Wortes „Wer mich sieht, der sieht den Vater“. Macht und Liebe Gottes, die man einst vergeblich an den isolierten „Tatsachen“

von Weihnachten und Ostern zu erkennen versucht, leuchteten nun hinter jedem Wort, hinter jeder Hilfeleistung Jesu auf, so daß schließlich auch die Botschaft der Weihnacht und des Ostertages in ihrer alten Form, wie sie der Katechismus verkündet, wieder durchsichtig wurde.

Im Grunde war ja nichts Neues geschehen. Es gehört eben zwischen Weihnachten und Passionszeit die Epiphanienszeit — nicht als ein Abbild des historischen Verlaufs des Lebens Jesu, aber als ein Fest der Erfüllung dessen, was in der Krippe begonnen: des Offenbarwerdens Gottes in dem Menschen Jesus Christus, übergehend in das Vorfest der Auferstehung Christi, wie es in den Sonntagen der Fastenzeit mit ihren Lesungen von dem Siege Christi über die Dämonen deutlich wird. Darum ist's not, daß wir aufs neue anfangen, Epiphania ernsthaft zu feiern. Welche einzelnen Festereignisse wir der ganzen Epiphanienszeit zuschreiben und wie wir sie verteilen, ist dabei eine zweite Frage: alle biblischen Berichte stehen in diesen Wochen vor uns als Verkündigung der „Zeichen“ Gottes, als das Vollkommenwerden des Weihnachtswunders „Gott ist erschienen“. Denken wir etwa an die drei im Abendland üblichen Festlesungen, so bedeutet die Anbetung Christi durch die Weisen, daß die Sonderstellung des Volkes Israel aufgehoben, also wir Heidenchristen gleich ihm zur Anbetung Gottes in Christo berufen sind, nicht zuletzt auch, daß wir mit den Völkern, die wir missionieren, vor Gott zusammengehören. Dann bedeutet die Taufe Jesu die Offenbarung seines Heilandsberufes, bedeutet die Hochzeit zu Kana (oder, wie eine andere Uebersetzung es verkündet, die Auferweckung des Lazarus) die Kraft Christi, Tod und Nichtigkeit in Leben und Reichtum zu verwandeln.

Ein so gefeiertes Epiphaniensfest wird aufs stärkste vorbereitet durch die Advents-sonntage, die ja gerade nicht auf die Erniedrigung Christi im Stalle vorbereiten, sondern auf den Anbruch seiner Herrlichkeit; verbunden sind beide Zeiten auch durch ihre Blickwendung in die Zukunft, auf das Ende der Dinge hin, da sich vollenden soll, was hier in dieser Welt begonnen — das ist in den alten Epiphaniasliturgien durchaus deutlich.

Manches steht freilich einer solchen Epiphaniensfeier heute im Wege. Es fehlt uns sehr an den dazugehörigen Liedern. Luthers Lied ist zu bruchstückhaft; einige stärkere Ansätze finden sich bei den Böhmischem Brüdern. Ein größeres Hindernis aber bildet unsere Kurzatmigkeit im Festfeiern. Wer will denn heute noch, wie es früher geschah, bis zu Lichtmess Weihnachtslieder hören? Daran ist freilich schuld, daß wir zu früh anfangen, Weihnachten zu feiern. Da müßte Advent wieder stiller werden und den ersten Klang zurückgewinnen, den es einst besaß — dann wäre es nicht zu viel, die zwölf heiligen Nächte abzuschließen mit einem trönenden Fest der Gnade Gottes, wie sie in der Mannesthat des öffentlichen Wirkens Christi offenbar geworden. Jedenfalls erscheint uns das richtiger, als das, was Epiphania einst war, durch ein König-Christus-Fest im Herbst zu ersetzen, wie die römische Kirche es neuerdings tut. Wir glauben nicht mehr an die Erlösung durch die Arbeit, darum müssen wir die rationalistische Abschaffung der Feste wieder aufheben und dem Licht aus der Höhe Raum geben in unserm Leben, daß es uns leuchte nicht nur zum Kind in der Krippe, sondern zugleich zum Rabbi-Propheten und Heilands-König. In ihm werden wir den Vater erkennen. Wilhelm Thomas.

Was sollen wir im Jahre 1932 tun?

Vom Schriftleiter bin ich aufgefordert, „ein Wort zur Lage“ zu schreiben im Zusammenhang mit dem, was dieses Heft sagen will. Mit den besonderen Aufgaben des Bundes für das neue Jahr wenig vertraut, will ich das Wagnis auf mich nehmen.

Der begrenzte Raum, in dem die Geburtsstunde der Kreuzritterbewegung liegt, der dieses Heft besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist das Ruhrland. „Es taucht vor mir auf . . . der unfagbare Dreck eines Novembernachmittags in den Arbeitervierteln von Dortmund, Essen, Bochum oder Gelsenkirchen, wo das Stimmengewirr der in den Gassen spielenden Kinder fast die Geräusche des Verkehrs und der Fabriken übertönt,“ so schreibt J. S. Laun im Vorwort des Buches: „Gott im Großstadtelend“ (Verlag E. Klotz, Gotha, 1931). Damit ist neben vielen typischen Besonderheiten des Ruhrlandes nur ein allgemeiner Wirklichkeitsindruck bezeichnet. Zwei politische Ereignisse gewaltigen Ausmaßes haben die Aufmerksamkeit Deutschlands und der Welt auf das Ruhrgebiet gelenkt in der Nachkriegszeit: Der Aufstand der roten Armer nach dem Kapp-Putsch und die Herrschaft französischer Bajonette in der Besatzungszeit. Ich nehme beide Ereignisse als Zeichen einer Lage, die auch 1932 noch als Süngung und Aufgabe vor uns liegt. Was damals aufgeschudet ist, das ist heute noch nicht liquidiert. Bewußt will ich mich auf das Ruhrland beschränken, weil im engen Wirklichkeitsraum sich weltweites Geschehen wiederpiegelt. Wer seine Antwort auf unsere Frage sucht, der darf nicht zu einer blutleeren Theorie kommen. Die Antwort muß zugewandt sein dem Hier und Jetzt mit all seinen Konkretheiten.

1. Die soziale Lage.

Das Schwergewicht unserer sozialen Lage ist aufgebrochen, der Menschheit mehr oder weniger deutlich zum Bewußtsein gekommen mit dem Entstehen der Arbeiterbewegung. Das muß als Tatsache unbeirrbar festgehalten werden. Die ökonomische Grundlage unseres gegenwärtigen Lebensschicksals ist der industrielle Kapitalismus. Wenn auch immer mehr Menschen des Mittelstandes zerrieben werden, wenn es auch stellenlose Akademiker gibt, wenn auch die Gewerkschaftsbewegung ein großer Machtfaktor wirtschaftlichen und politischen Lebens geworden ist, wenn auch die Arbeiterbewegung teilweise verbürgerlicht oder gar in ihrer Führung „verbonzt“ ist, so ändert das alles nichts an der unaufhebbaren Tatsache, daß die soziale Frage unauflöslich mit dem Schicksal der industriellen Arbeiterschaft verbunden ist. Da lebt in der Tiefe ein Seufzen und Stöhnen, ein Sich-Quälen und -Plagen. Das fieberhafte Tempo, die materielle Zweckhaftigkeit, die erstorbene Natur, die technischen Konstruktionen lassen keine Zeit zur Reife der Persönlichkeit und der Gemeinschaft. Die Töne des Lebensliedes schreien: Misere! Angesichts dieser Tatsache ist klar, daß der Patriarchalismus und alle seine Abarten mit ihrem künstlichen Wiederbelebungsversuchen endgültig dahin sind. „Zwei Völker in einem Volk“ — das ist die Lage. Es wird bei der zunehmenden Verarmung immer deutlicher, was die

Scheidung hervorruft: das materielle Gut. Das Volk zerfällt in Besitzende und Nichtbesitzende, in solche, die Anteil am Leben und seinen mannigfachen Gütern haben, und in solche, die davon ausgeschlossen und ausgestoßen sind. Wir erleben täglich Zuspitzung und ungeheurere Verschärfung der Klassen-gegensätze.

Es wird immer deutlicher, daß der technische Fortschritt zu Ende ist. Tausende der arbeitslosen Väter und Jugendlichen werden nie wieder in den technisch-industriellen Arbeitsprozeß hineinkommen. „Der technische Ausbau und die technische Ausrüstung der Wirtschaft ist beendet. Neue grundlegende Erfindungen sind nicht mehr zu erwarten.“ Rußland ist in der Gegenwart noch die typische Verkörperung des technischen Optimismus, aber seine geschichtlichen Voraussetzungen und Möglichkeiten im Hinblick auf die Naturbedingungen und das Menschenmaterial sind ganz anders als bei uns. Wir sind bereits wissend geworden in der ungeheuren Not: Mensch und Maschine. Und der technische Mythos in der Jugend ist nur das Lied der Jungen, das einst die alten Spatzen gepfiffen haben. Wir erkennen überall deutlich das, was „zu Ende“ geht, ohne eine klare Einsicht zu haben in das, was werden will. Das macht unsere Lage so bedrohlich, daß jeder rationale Optimismus, der die Hirnsphäre ausfüllen kann, vor der Lebenswirklichkeit zerbricht, daß jeder sentimentale Optimismus, der nur psychische Treibhauspflanzen züchtet, versagt.

Aber was sollen wir denn tun? Ein schwärmerisches „Sozialapostolat“ von der menschlichen Gefühlsseite her, wie es sich in humanistischen und religiösen Gruppen immer noch findet, alle Lösungsversuche durch einseitige Aktivierung des Willens, wie das in verhärteten politischen Gruppen vorherrscht, werden dem Ernst der Lage nicht gerecht. In letzter Ratlosigkeit spüren wir, daß es um die Ganzheit unserer Existenz geht. Der ganze Mensch aber wird gerufen, beansprucht und, sofern er bereit ist, auch beseligt von Gott zu tiefster Bindung und letzter Freiheit zugleich. Damit sind wir ungewollt auf die Lage der Kirche gestoßen. Die Kirche ist da als Organisation, als soziologische Größe, aber es geht nicht an, sie deshalb auch religiös zu rechtfertigen. Wir sehen und erleben sie, wie sie kleinbürgerlich abgekapfelt ist. Es kann darum für uns im Zusammenhang mit der sozialen Lage keine dringlichere Aufgabe geben als die nach zentraler Arbeit, aus dem, was der Kirche gegeben ist, indem es ihr zugleich aufgegeben ist: ein Ringen und Suchen um die Vergegenwärtigung des „Evangeliums“, das uns ja zur ganzen und letzten Lebenserneuerung helfen will, ohne daß wir es deshalb als Mittel für unsere Zwecke benutzen dürften. Von der Bibel aus fällt ein heller Schein auf alle uns bedrängenden Lebensnöte. Wir können unmöglich warten, bis wir eine alle befriedigende Normaltheologie gefunden haben, denn unsere Not ist zu elementar und praktisch.

2. Die internationale Lage.

Sie kann und darf gar nicht anders als im Zusammenhang mit der sozialen Lage gesehen werden. Wir erleben täglich ihre ungeheurere Verschärfung trotz des Kriegsendes und aller „Friedensverträge“. Enthusiastische Friedensappelle werden in die Welt posaunt. Wir lesen Berichte von Ministerbesuchen, bei

denen „Friedens- und Verständigungsgereden“ gehalten werden. Der Völkerbund bürgt unter dem Schutz von Frankreichs Militärmacht für zweifelhafte, internationale „Sicherheiten“. Trotz aller beabsichtigten Planwirtschaft werden zwischen den Staaten hohe Zollmauern errichtet, die zur Autarkie der Nationen drängen. Angesichts dieser Lage rückt uns das Gespenst politischer und weltwirtschaftlicher Anarchie nur immer näher auf den Leib. Daß das soziale und internationale Zusammenleben des Volkes und der Völker nicht ohne „Macht“ sein kann, zeigt sich dem immer deutlicher, der ernsthaft um die Lage ringt, weil die Welt schlechterdings nicht mit dem Evangelium regiert werden kann. Ungezügelte politische Macht verhindert heute sogar, daß in der Wirtschaft die mehr als fragwürdige kapitalistische Vernunft regiert.

Neben dieser verworrenen Lage sehen wir hoffnungsvolle Ansätze eines neuen Weltens: Die Freundschaftsarbeit der Kirchen, Stockholm, Lausanne, das internationale Sozialinstitut in Genf, die Kreuzritterbewegung, der Versöhnungsbund. Der rationale Pazifismus und jede sentimentale Verbrüderung sind am Ende. Wir erkennen auch hier: Es fehlt letzte Bindung an Gott, der uns über allen Programmen in seinen Dienst ruft. Je deutlicher wir ihn verstehen, um so klarer wird uns, daß sein Wort eine in der Geschichte und an uns sich durchsetzende Wirklichkeit ist, daß es nicht im luftleeren Raum ist, sondern unser sterbendes Leben meint.

3. Und die Jugend?

Sie will, darf und muß in nüchterner Sachlichkeit diese Lage sehen. Darum ist sie so zurückhaltend und verschlossen. „Wir sind einsam, wie die Bäume einsam sind, nicht wie der von seinem Herrn verjagte Hund, der mit gesenktem Kopf durch die Gassen läuft, den Verlorenen zu suchen“ (Frank Matzke: Jugend bekennt, so sind wir). Ihr Jungen wartet auf eine sachliche Verkündigung, die all eure Nöte im persönlichen Leben, in Beruf, Staat, Gesellschaft und Kirche ernst nimmt. Darum ist die Älterenschulung so notwendig, da man sich müht um Erkenntnis der Lage. Je schärfer der Blick wird, um so trostloser die Aussichten. Ist das der geheime Segen der Not, daß wir die Wahrheit wieder glauben nach rasend, schwindelndem Aufstieg: „Das Wesen dieser Welt vergeht“? Wir fangen wieder an zu ahnen, daß die Bibel recht hat, wenn sie das Ende aller Zeiten eine Katastrophe sein läßt. Aber wir wissen die Stunde nicht, wie Oswald Spengler in „Der Mensch und die Technik“. Denn wir dürfen es glauben, daß wir über dem Abgrund gehalten werden von der letzten Gotteswirklichkeit, von der uns die Bibel zeugt. Nur daraus kann der tapfere Schritt erwachsen von Stunde zu Stunde. Nur dieses Gebaltensein läßt uns schreiten, ohne daß unser irdischer Lebensweg klar geebnet ist, aber „Seit an Seite“. Wir sehen den andern, der, obgleich wir zu verschiedener soziologischer Schicht, zu verschiedenen Völkern gehören, doch mit uns geliebt ist und mit uns der Lösung bedarf. Die Verschiedenheit unserer sozialen und volllichen Lage kann nicht abgeschafft, kann nicht bedeutungslos werden, aber all die zerstörenden Kräfte, die daraus wachsen, können nur gebändigt werden durch Glauben und Liebe. So schauen wir aus nach wirklicher Führung auf diesem

Weg, Führung, die nicht erwächst aus äußerer Disziplin, nicht aus intellektueller Autorität, sondern Führung, in der selbst verborgen das Geheimnis eines Geführt-werdens liegt.

So wagen wir unser Leben in Familie, Gruppe und Gemeinde, in Spiel, Arbeit und Freizeit aus dem Gehorsam gegen das Wort, das wir wachen Herzens auch aus der Lage 1932 vernehmen können, denn auch da gilt: *Anno Domini 1932!* Wir sind ja nicht dazu da, das Leben konservativ zu bejahen oder es revolutionär zu verneinen, sondern es will bestanden sein. In seiner ganzen Hoffnungslosigkeit kann es nur bestanden werden für Zeit und Ewigkeit aus den Kräften des gehorsamen Glaubens!

Das wird uns gegeben und das dürfen wir tun Anno Domini 1932!

Adolf Brandmeyer.

Ein Kapitel Geopolitik.

I. Warum Geopolitik?

Leuten, die gerne Romane lesen, pflege ich zu sagen, daß die Geschichte, die deutsche vor allem, die vorzüglichsten Romanstoffe liefert. Diese Stoffe haben überdies den Vorzug, daß sie uns unmittelbar angehen; denn wir Deutsche von heute sind nicht nur das, was wir aus uns selbst machen, sondern weit mehr das, wozu uns unsere Vorfahren gemacht haben. Wir sind in eine sehr politische Zeit hineingeboren und bedürfen darum mehr denn je eingehender Geschichtskennntnisse. Geschichte, das ist erstarrte Politik, wenn man so sagen darf, und die Politik von heute wird als Geschichte vor dem kritischen Auge unserer Nachkommen zu bestehen haben.

Unsere deutsche Geschichte fordert immer wieder zu einem Vergleich mit der französischen heraus, vor allem dann, wenn Deutsche und Franzosen ihre Gegensätze mit den Waffen austragen, oder wenn, wie heute und vor etwas mehr als 200 Jahren, ein politisch mächtiges Frankreich über ein ohnmächtiges Deutschland frohlockt. Dort steht Frankreich, eine politische, militärische, wirtschaftliche, kulturelle Macht, straff zusammengefaßt und einheitlich eingesetzt durch eine starke Zentralgewalt; hier Deutschland, ohne Mittelpunkt in irgend-einer Beziehung, auseinanderstrebend, eigenbrötlerisch, zerfallend in viele Vaterländchen, eine Farbenmusterkarte im Atlas. Woher kommen diese Unterschiede? Wie lassen sie sich erklären?

Man mag da manches anführen zur Erklärung der deutschen Zersplitterung: Nicht zuletzt den deutschen eigenstolzen Charakter, die Kurzlebigkeit der deutschen Kaisergeschlechter (Karolinger, Ottonen, salische Franken, Staufer jeweils wenig mehr als ein Jahrhundert, ausgenommen die nur für ihre Hausmacht sorgenden Habsburger), die durch Otto I. begonnene enge Verbindung von Staat und Kirche in Form der geistlichen Fürstentümer und die dadurch bedingte Gegnerschaft zwischen Kaisertum als der weltlichen und Papsttum als der geistlichen Zentralgewalt, schließlich auch die unglückliche Italienpolitik der bedeutendsten

Kaiser, die ihre Gewalt in Deutschland schwächte und das Machtstreben der Teilfürsten begünstigte. Während in Deutschland einem Gipfelpunkt kaiserlicher Zentralgewalt (Karl d. Gr., Otto d. Gr., Heinrich III., Heinrich VI.) immer wieder ein jäher Abfall in die Tiefe folgt, breitet das französische Königtum, gewiß nicht ohne Rückschläge, aber doch stetig seine Macht aus. Die Herrscher-geschlechter der Capetinger (350 Jahre), der Valois (170), der Orleans (90), der Bourbon (über 200) können sich länger als die deutschen an der Macht halten, die politische Macht der Bischöfe bleibt weit geringer als in Deutschland, das Königtum findet frühzeitig Hilfe gegen den auffässigen Adel im Bürger-tum der aufblühenden Städte (1280 Beendigung der Albigenserkriege, Macht des südfranzösischen Adels gebrochen; 1302 erste Einberufung der Etats gé-néraux!). Hierdurch und durch die das französische Rittertum in seinem Be-tätigungsdrang nach außen lenkenden Kreuzzüge, sowie durch die über 120 Jahre dauernden kriegerischen Auseinandersetzungen mit England bildete sich in Frankreich frühzeitig ein bewundernswertes Nationalgefühl, das auch schwerste innere Wirren durch außenpolitische Betätigung stets zu überwinden vermochte.

Aber alle diese gewiß stichhaltigen Gründe lassen einen letzten Rest des Un-gelärten. Trotz der Ungunst mancher Voraussetzungen hätte es auch in Deutsch-land zur Festigung einer starken Zentralgewalt und zur Bildung eines nicht nur geistigen, sondern auch politischen Nationalgefühls kommen müssen, wenn dies lediglich vom deutschen Menschen abgehangen hätte. Am Willen dazu fehlte es in der deutschen Geschichte nicht, wohl aber am günstigen Le-bensraum! Dessen Einwirkung auf die Geschichte (oder Politik) eines Staates beleuchtet uns aber nicht eigentlich die politische Geschichte, sondern die politische Geographie in ihrer praktischen Anwendung, die Geopolitik.

II. Was will die Geopolitik?

Sie ist eine junge Wissenschaft, oder besser gesagt: eine „Kunstlehre“, auf dem Werk des großen Geographen Kugel fußend, von dem schwedischen Staatsrechtslehrer Kjellen ausgehend („Der Staat als Lebensform“, „Grund-riß zu einem System der Politik“), von namhaften Geographen und Historikern angewandt und von den Geographen Haushofer, Maull und Obst gemeinsam („Zeitschrift für Geopolitik“, „Bausteine zur Geopolitik“) und in Einzelwerken umrissen, vertieft und praktisch erprobt. Lassen wir die drei Herausgeber der Zeitschrift hier in den wichtigsten Sätzen ihrer grundlegenden Darlegung selbst sprechen („Bausteine“ S. 27):

„Die Geopolitik ist die Lehre von der Erdgebundenheit der politischen Vorgänge.

Sie fußt auf der breiten Grundlage der Geographie . . .

Die von der Geographie erfaßte Wesenheit der Erdräume gibt für die Geopolitik den Rahmen ab, innerhalb dessen sich der Ablauf der politischen Vorgänge vollziehen muß, wenn ihnen Dauererfolg beschieden sein muß . . .

Im Sinne dieser Erkenntnis will die Geopolitik Rüstzeug zum politischen Handeln liefern . . .

Die Geopolitik will und muß zum geographischen Gewissen des Staates werden.“

Das Ziel der Geopolitik liegt also ebenso sehr in der Zukunft als in der Vergangenheit, die wir hier zu verstehen suchen. Machen wir es uns an einem Bild, laienhaft freilich, klar. Die Geschichte gleicht einem Theaterstück, in dem jedes Volk die ihm vom Schicksal bestimmte Rolle zu spielen hat. Jede Aufführung bedarf aber der dazugehörigen Kulissen. Diese sind ein wesentlicher Bestandteil des Stückes. Während nun aber im Kunsttheater der Bühnenaufbau sich nach dem Stück richtet, ist es im historischen, im Völkertheater, gerade umgekehrt: Das Stück muß sich nach den Kulissen, nämlich dem Lebensraum eines Volkes, richten, wenn es „Erfolg“ haben soll. Dabei ist zu beachten, daß es natürlich auch hier sehr auf das Können der Schauspieler ankommt, ja, daß sogar auf mancher Bühne mehrere Stücke möglich sind, oder kurz gesagt: Die Geopolitik ist nicht Wegbereiterin einer aufgewärmten materialistischen Geschichtsauffassung. Sie will nur den Anteil des Volksbodens am Staatelörper wissenschaftlich erforschen und das Ergebnis dieser Forschung dem Staatmann zur Hand geben.

III. Frankreich, Rußland, England.

Da Geopolitik ohne Geographie nicht denkbar ist, möge nun der genigte Leser entweder das Heft zumachen oder einen Atlas zu Hilfe nehmen! Er wird folgendes finden: Der französische Staatsraum ist gewiß in bezug auf seine Naturlausstattung nicht minder mannigfaltig als der deutsche. Er hat aber zwei große Vorzüge: Die durch Meere und Gebirge klar hervorgehobene Umwallung und die konzentrisch im Raum Paris—Orléans zusammenlaufenden Flußbahnen der Seine und Loire. Die Isle de France ist die natürliche Kernlandschaft Frankreichs, mit der die abseits gelegenen Gebiete der Rhone und der Garonne durch uralte Handelswege und später klug angelegte Straßen, Kanäle und Bahnen verbunden sind. Hierbin, nach Paris, konnte schon Cäsar eine Versammlung der nördlichen Gallier einberufen, hier hielt sich, mitten im Zerfall des römischen Weltreiches, die Herrschaft des Soldatenkaisers Syagrius, und hierher verlegte Chlodowech, der erste Realpolitiker fränkischen Geblüts, seine Residenz. Das Königtum des Mittelalters aber konnte von hier aus die Nebenlandschaften wohl angliedern, wenn es den Willen dazu aufbrachte. Der französische Zentralismus (Einheitsstaat) mußte zwar nicht entstehen, aber er konnte es. In dem Augenblick freilich, wo dieser Staat, von der Eroberungssucht seiner Herrscher getrieben, der Ruhmsucht seines Volkes entgegenkommend und die Schwäche seines Nachbarn nützend, den lothringisch-arelatischen Grenzraum überschritt und seine bewaffnete Macht ins Tal der Mosel und der Maas und über die Jaberner Steige oder durch die Burgundische Pforte warf, trat er in einen neuen Lebensraum ein, das Stromgebiet des Rheins, das heute wie einst nur an der Schelde, den Alpenpässen und auf den Ostabhängen des Schiefergebirges und des Schwarzwaldes auf die Dauer zu halten ist.

Werfen wir nun zum Vergleich einen Blick auf die Geschichte Rußlands. Auch dort hat sich, trotz des weiten Raumes, aber begünstigt durch ein ebenfalls von der Mitte ausstrahlendes Flußnetz, ein zentralistisch regiertes Staatswesen gebildet. Zwar gliederten die norwegischen Rus, die in der zweiten Hälfte des

9. Jahrhunderts als dünne Herrschicht aus Sinnen, Slaven und Germanen am oberen Dnjepr zwischen Sumpf und Urwald einen Staat mit der Hauptstadt Kiew zusammenschweißten, ihr Gebiet in den großen europäischen Verkehrsring ein, der gebildet wird durch die Linie Byzanz, Dnjepr, Lowat, Wolchow, Finnischer Meerbusen, Gotland, Ostsee, Nordsee, West- und Südeuropa, Mittelmeer, Byzanz. Aber als im 12. und 13. Jahrhundert die Tatarenstürme unwiderstehlich über die südrussischen Steppen brausten und schließlich auch den schützenden Waldgürtel überwandten, und als fast gleichzeitig der polnisch-litauische Staat aus dem Raume Wilna—Minsk ins Dnjeprgebiet hinübergriff, war das Schicksal des westgefügigen Rußland besiegelt. Aus den Stürmen der Mongolenzeit erhob sich ein neues Rußland, eingebettet in die gewaltigen Festungsgräben der oberen Wolga und der Oka, um von dort aus nach vorangegangener innerer Festigung, den Leitlinien der Flüsse, vor allem der Wolga, folgend, den tatarisierten Osten und Süden, später auch den Norden und Westen zu erobern. Das Gesicht dieses Staates sah nach Osten und Süden (130 vornehme Geschlechter tatarischer Abstammung! Sibirien, 4800 Km., innerhalb 60 Jahren erobernd durchzieht!) Es war ein asiatischer Staat; daran konnte auch die geniale Herrschernatur Peters des Großen nichts ändern, als er seinem Staat mit der Gründung Petersburgs ein Fenster nach Westen öffnete. Die Bolschewiken schlossen es wieder, als sie Moskau wieder in sein natürliches Recht als Hauptstadt einsetzten. Das Herz Rußlands schlägt in Moskau!

Einen ganz anderen geographischen Aufbau weist nun England auf. Nur für den Süden läßt sich an der mittleren-unteren Themse ein Zentralraum feststellen, von dem aus sehr gute Naturbahnen nach Osten (Niederlande, Belgien, Nordfrankreich), nach Westen (Bristol), nach Süden (Portsmouth), nach Nordwesten (Liverpool, Irland) und nach Norden (Gull-Newcastle) ausstrahlen, während nur schmale Wege hinauf nach Aberdeen und über und durch die englisch-schottischen Gebirgskette nach Carlisle und Glasgow führen. Diese Tatsache und die durch die Verkehrslinien bezeichnete Ausparung des Walliser Berglandes spiegeln sich in der englischen Geschichte auffällig wieder und nicht minder auch im Staatsaufbau, den man dem Baugrund vorzüglich anpaßte, indem man zwar die außenpolitische Einheit schuf, innerpolitisch aber für Schottland, Wales und nach langem Schwanken in noch größerem Maße für Irland eine besondere Stellung schuf.

IV. Und Deutschland?

Das an den bisherigen Beispielen geschulte Auge erkennt sofort, daß sich Deutschland wesentlich von den beiden Nachbarn im Osten und Westen unterscheidet. Ihm fehlt die Herzlandschaft! Einmal zerfällt es, schon jedem Schulkind erkennbar, in drei deutlich voneinander geschiedene Teile: Das norddeutsche Tiefland, das mitteldeutsche Gebirgsland und das oberdeutsche Hochland. Zum andern wird es durch seine Gebirge in viele Teillandschaften gekästelt und aufgeteilt. Und zum dritten bilden seine Flüsse nirgends, wie in Rußland oder in Frankreich, ein vom Herzen des Landes ausstrahlendes Netzwerk. Vielmehr sind sie parallel geschaltet und greifen nirgends ineinander über. Donau und Memel,

die in ihrem Lauf die Südost-Nordwestrichtung der anderen Flüsse nicht einhalten, fließen nur auf kurze Strecken durch Reichsgebiet. Nur für den flachen Norden konnte der Mensch durch Kanalbauten die Ungunst der geographischen Verhältnisse, wenn auch nur einigermaßen, verbessern und in Berlin einen künstlichen Mittelpunkt schaffen.

Werden wir uns dieser geographischen Gliederung unseres Vaterlandes bewußt, so erscheinen uns nicht nur die Fragen der deutschen Geschichte, sondern auch die der Gegenwart in hellerem Lichte. Eine starke Zentralgewalt konnte sich auf die Dauer nicht halten, weil einem solchen, sei es auch durch die genialste Persönlichkeit errichteten Bau der Boden fehlte. Hingegen waren dem Selbstständigkeitsbestreben der Landesfürsten die Voraussetzungen wohl gegeben, und die Eigenart der Stämme ist auch heute noch, trotz Freizügigkeit und trotz des modernen Verkehrs, eine auch geographisch bedingte Tatsache, mit der eine Neugliederung des Reiches, wenn sie Bestand haben soll, wird rechnen müssen. Dabei ist das aus dem largen Boden der Mark mit bewundernswerter Lebenskraft in das norddeutsche Flachland hinausgewachsene Preußen eine Größe, deren Zer Schlagung durch nichts gerechtfertigt wäre. Ebensovwenig gerechtfertigt, weder durch geographische noch andere Gründe, ist aber auch der durch das Versailler Diktat geschaffene polnische Korridor mit der Abtrennung Danzigs oder die Zerriegung der natürlichen Landschaft des Ober rheins. Diese Gebiete sind neben anderen offene Wunden am Körper des deutschen Staates, die einzig und allein durch das natürliche Heilmittel der Wiedereingliederung geheilt werden können; denn Staat ist weder ein gedankliches Ding, noch eine handelslerisch festgelegte Abmachung, sondern ein aus Volk und Lebensraum erwachsener Organismus.*

Hans Preusch.

Franzosen.

Wir fuhrten hinüber nach Nordfrankreich zum Kreuzrittertreffen in Liévin.

Wir fragten: Wie werden die Franzosen uns empfangen? Wird sich die Seele Frankreichs uns offenbaren?

Ich war ja schon einmal während des Krieges in Frankreich. Aber damals konnte ich mir in dem vernachlässigten oder zerstörten Gebiet und bei dem wenigen Zusammentreffen mit der Zivilbevölkerung nur sehr schwer ein Bild von den Leuten machen.

Oder waren später die zuweilen anmaßenden und hochmütigen Landsknechte, mit denen wir im deutschen besetzten Gebiet oft unangenehm in Berührung kamen, die rechten Vertreter Frankreichs?

Zuerst fühlten wir paar wenige Deutsche uns sehr fremd unter den Franzosen im Industriegebiet, zu dem Liévin zählt. Aber schon nach wenigen Tagen wuchs unser Verstehen für die Andersartigkeit und Eigenartigkeit des Franzosen. Ich glaube ihnen schließlich richtig ins Herz gesehen zu haben. Was ich da schaute, will ich zuerst zusammenfassend schildern.

* Vgl. hierzu Erich Obst: Zur Neugliederung des deutschen Reiches, Zeitschrift für Geopolitik, 1928 I, S. 27 ff.

Es gilt, sich zu vergegenwärtigen, wie Frankreich liegt: Zwei Meere und zwei Gebirge schließen es nach drei Seiten hin ab. Die Nordgrenze war sehr oft Kriegsgebiet. Mußte Frankreich in dieser abgeschlossenen Lage nicht etwas ganz Eigenes werden? Daran erinnert auch die Geschichte. Im Norden ist aus den Tagen des Großen Karl noch viel germanisches Blut. Die weißköpfigen Kinder lachen einen dort aus blauen Augen an. Aber das romanische Blut vom Süden her überwiegt. Vom italienischen Nachbar übernahm Frankreich das Erbe Roms, nicht nur das Maß der Antike, sondern auch die katholische Art. Die Jungfrau von Orleans, deren Standbild in den meisten französischen Kirchen zu finden ist, entzündete im Volk jenes religiöse Nationalbewußtsein, das heute noch „wie ein achttes Sakrament“ in Frankreich heilig gehalten ist. Gott hat Frankreich gerufen. Er liebt es und braucht es, so denkt man seitdem drüben. Frankreich wird zum Gottesstaat. Der „allerchristlichste“ Sonnenkönig Ludwig XIV. ist sein politischer Ausdruck. Auch die Revolution konnte an diesem Charakter nichts ändern. Die Verkündung der Menschenrechte machte Frankreich zum Hort der Menschlichkeit und damit zum auserwählten Volk.

Menschlichkeit, das ist auch heute noch der Grundcharakter dieses Volkes, in dem auch die Antiklerikalen und Atheisten im Grund an die letzte religiöse Beruflichkeit des Gottesstaates glauben.

Die einheitliche Formung des Lebens in diesem Staat verrät die alte, selbstverständlich gewordene Kultur. Betrachten wir die verschiedenen Lebensgebiete, finden wir immer wieder die gleiche Formung. Das Essen hat für alle Franzosen seine bestimmte Reihenfolge. Immer findet man zum Mittag am Anfang ein öliges Vorgericht, dann als Hauptmahlzeit vielerlei in kleinen Portionen. Nie fehlen Weißbrot und Rotwein. Man bekommt sie in den Gasthäusern kostenlos dazugeliefert. Das reiche Land gibt ja beides in verschwenderischer Fülle. Selbst der Handwerksbursche, der gar nichts mehr hat, genießt zur gleichen Tageszeit wie alle andern wenigstens Weißbrot und Rotwein. Der Franzose ißt und trinkt mäßig, aber das Essen ist ihm eine freudige Kunst. Die Kleidung ist unauffällig elegant in diesen Gegenden. Man läßt sich lieber beim Schneider in einem Tage einen Anzug anmessen und arbeiten, als Duzendware fertig zu kaufen. Es setzt übrigens den Wert der Persönlichkeit nicht herab, wenn z. B. der Bürgermeister von Liévin zum Frühstückstafel die Kongreßteilnehmer in Sitzpantoffeln und Schlafrock aussuchte. Ebenförmig erhöht die Uniform oder der Amtrock den Wert der Persönlichkeit. Die *Wohnungen* sind für unsere deutschen Begriffe unzulänglich. Bad und Wasserlosetz fehlen. Die Treppen nach dem ersten Stock sind dunkel und steil. Der Stil der Häuser ist greulich. Was hätte ein deutscher Architekt beim Wiederaufbau des zerstörten Liévin, einer Stadt von 30 000 Einwohnern, für eine schöne Siedlung geschaffen! Jetzt hat man alle Häuser im gleichen schrecklichen Stil wie vor dem Kriege neu erbaut. Der Franzose kann sich nicht trennen von dem, was ihm gemächlich und behaglich ist. Die Arbeit ist dem Franzosen nur Mittel zum Zweck. Er arbeitet, um zu leben, und lebt nicht, um zu arbeiten. Des Morgens geht er nicht sehr gerne früh aus den Federn, bleibt

auch des Tags über in einem freundlichen Gleichmaß, um am Feierabend beschlaglich vor seinem Häuschen zu sitzen oder im Laden, der bis in die Nacht geöffnet ist, mit Verwandten und Bekannten mehr zu schwätzen als zu verkaufen. Den Arbeitseifer beflügelt ein Ziel: möglichst früh Rentner werden zu können, um dann ganz Mensch zu sein. Die Gehälter und Löhne sind sehr gering. Wir „armen“ Deutschen waren doch sehr erstaunt, als wir hörten, daß ein verheirateter Grubenarbeiter nicht sehr viel mehr wie 100 RM. hat, ein junger, studierter Ingenieur selten mehr als 250 RM. im Monat bekommt, ein Pfarrer mit vielen Kindern sich mit 350 RM. bescheiden muß. Man lebt eben drüben im allgemeinen viel bedürfnisloser wie in Deutschland. (Vielleicht können wir nicht mehr in allem so bedürfnislos sein?) Welche verdienende Arbeiterfamilie wäre in Deutschland mit Kaffee und Brot abends zufrieden? Die Familie ist dem Franzosen heilig. Wie ehrfürchtig sah ich die erwachsene Tochter den alten Vater bedienen, als wenn er ein Fürst wäre. Man ist moralisch sehr streng, vielleicht erklärt die Enge der Konvention manchen unerlaubten moralischen Seitensprung. Die Kinder liebt man unsäglich. Man würde viel mehr Kinder haben, wenn man nicht befürchtete, eine größere Anzahl später nicht finanziell sicherstellen zu können. Ein paar Stunden im beschlaglichen Kreis der Familie zu verweilen, steht hoch über dem Genuß des Kinos. Sprache und Geste verraten den Romanen, der hinter seinen lebhafte Handbewegungen und mit seiner phrasenreichen Sprache viel eher sein Herz verbirgt, als daß er es zur Schau trägt. Er ist pathetisch, nicht um zu übertreiben, sondern um sein zappeliges Temperament stillvoll zu binden. In seiner Verkehrsart liegt eine große Güte und kindliche Heiterkeit. In langen Reihen sind wir Kongreßteilnehmer Arm in Arm, Alt und Jung, übermütig singend durch die Straßen gezogen, ohne aufzufallen. Wozu immer Probleme wälzen, wozu sich und andern das Leben schwer machen! Ein vollbesetzter Trambahnwagen in Frankreich enthält fröhliche Kindermenschen, die sich lachend helfen, in Deutschland sitzen zornige Leute drin, die auf ihr Recht pochen und sich beschweren wollen. Nicht gerne läßt man dies fröhliche Ich zur Nummer werden in der Massenorganisation. Darum ist auch der Franzose im steten Kleinkrieg mit den Vertretern der Behörden und Regierungen, und darum bedeuten die Parteischanzen drüben nicht die hohen Mauern wie in Deutschland. Ja, darum ist auch der Franzose im Grunde ganz unmilitärisch. Wir sahen eine Reihe Feuerwehrlaute, die in Frankreich als Soldaten gelten, auf dem Marktplatz angetreten. Welch eine unausgerichtete Reihe, welch schlappe Haltung. Der Herr Oberleutnant war im Straßenanzug erschienen mit der brennenden Zigarette in der Hand! Bürgerliches Maß bestimmt auch das Verhältnis des Franzosen zur Natur. Er braucht nicht in die Natur hinauszugehen, um selber wieder natürlich zu werden. Die Natur ist dazu da, um dem Menschen zu dienen, nicht um ihn zu verlocken, sich in dunkle Abgründe hineinzuträumen.

Von all dem Gesagten aus ist zu begreifen, daß dieses bis ins Kleine hinein geformte Volk ganz mit Recht selbstbewußt seine Eigenart gegenüber den

* Prägel (Bratkartoffeln) und Kaffee ist jabraun, jahrein das Abendessen in unserm Bauerndorf (J. L.).

Nachbarvölkern hochhält. Daß es sich nicht nur in seiner „gottgewollten“ Ueberlegenheit gefällt, sondern auch ängstlich intriguerend oder kontrollierend den fremden Geist der Industrievölker von sich fernhalten will, daß er ja nicht die kindliche Seele Frankreichs aus ihrer sichereren, beiteren Ruhe herausreiße. Deshalb ist man im Inland so konservativ, nach außen hin so gewalttätig. Der Franzose denkt: Was wollen denn diese Menschen mit ihrem ewigen Haften und Schaffen? Die leben wohl nur, um zu arbeiten, um Massen, Material oder Menschen zu unheimlichen Organisationen zusammenzuballen. Wo bleibt da die einzelne Seele? Warum beunruhigen sie die Welt mit immer neuen Erfindungen? Wozu muß man die Maschine, die sich schon den Vätern brauchbar erwies, immer wieder verändern und verbessern? Man fürchtet den Militarismus des Lebens, und nicht nur der Waffen. Man fürchtet Abenteuer und Wagnis, wo man lieber sicher lächelnd berechnet. Vielleicht fürchtet man damit auch leztlin das Geniale, ja Gott selber. Und deswegen schreit man im Grunde nach „Sicherheit“. Freilich hat man ja auch Schweres erlebt.

•

Man muß wissen, was diese Franzosen im Krieg erlitten haben. Liévin war eine Stadt von 30 000 Einwohnern. Nicht weit davon stießen auf der Loretto- und Vimyhöhe die feindlichen Heere aufeinander, verbißten sich dort und ließen nicht mehr locker während des ganzen Krieges. Wieviel Blut ist in Nordfrankreich geflossen! Auf der Lorettohöhe oben ist ein Friedhof, in dem liegen 36 000 Franzosen. Unter dem Leuchtturm, der des Nachts 30 Km. weit sein Licht ins Land hinausendet zu Ehren der Toten, sind die Gebeine von 20 000 unbekanntem Kriegeren bestattet! Ich werde es nicht so leicht vergessen, wie wir mit Hauptmann Bach an einem schwarzen Wäldchen vorbei, in dem noch alles Kriegsgerät herumliegt, auf die Höhe stiegen in einer dunklen Nacht, die mit ihrem feuchten Moderduft und den fernem, herumgeisternder Stadtlichtern an ähnliche Nächte im Felde erinnerte und droben plötzlich statt des Feindes die Unzahl weißer Kreuze zwischen den Rasenbeeten vor uns stand und wir zwischen ihnen droben im Kreis ein Vaterunser miteinander sprachen. Wir sahen englische Friedhöfe mit grünem Rasenteppich und niedrigen, grauen Steinmalen, die wunderbar harmonisch angeordnet sind, über allem ein mächtiges Kreuz. Auf dem Mal des unbekanntem Soldaten steht, ein Zeichen englischer Frömmigkeit: „known by God“ (bekannt bei Gott). Wir waren auf der Vimyhöhe und sahen die tief in den Fels gesprengten, bergwerkartigen Stellungen der Rasnabier, einen Steinwurf weit gegenüber die ebenfalls noch erhaltenen deutschen Stellungen; dazwischen gewaltige Sprengtrichter: Einer hatte den andern unterminiert und war selber mit in die Luft geflogen. Wir standen auf dem deutschen Friedhof Maisons Blancs: fast so weit das Auge sieht, niedrige, schwarze Eichenholzkreuze auf hellgrauem Kreidegrund. Uns Deutschen kamen die Tränen, als wir dort am Denkmal, das die Franzosen mit Blumen geschmückt hatten, der 36 000 deutschen Brüder gedachten, die dort liegen. So reiht sich in Nordfrankreich Friedhof an Friedhof (ein paar Hundert sind es bis hinauf zum Meer), dazwischen reife Kornfelder, die Ernte ist im Gang. Wars nicht, als ob die Schläfer aus allerlei Nationen sich gegenseitig grüßten und

uns anschauen, als frügen sie: „Wie wird die Saat sein, die aus unseren Gräbern aufwächst: Krieg oder Frieden?“

Kievin war sehr bald zerschossen. Die Einwohner lagen in den Kellern wie die Soldaten. Sie schlichen wohl auf die Felder hinaus, die vornehme Adelige wie die einfache Grubenarbeiterfrau, lasen die ausgefallenen Körner von den Feldern und mahnten sie in der Kaffeemühle, um doch ein bißchen Mehl zu haben. Der Bürgermeister mußte mit beherzten Männern zurück, um Lebensmittel zu holen. Wieviele sind unterwegs dabei gefallen! Droben auf der Lorettöhöhe stand ein Artillerist aus Kievin am Geschütz. „Schieß auf jenes Haus da!“, lautet der Befehl. „Das ist meines Vaters Haus.“ „Ach was, da sind jetzt Deutsche drin.“ Der Schuß tracht und fährt in das Haus unter die eigenen Angehörigen. Endlich mußten die Zivilbewohner auch die Keller verlassen und zurückwandern mit nur soviel Habe, als sie gerade tragen konnten. Wohin sie nur kamen, lagen Deutsche. Die wenigen Franzosen hatten auch keinen Platz. Manche Frau nahm verzweifelt ihr Kind und sprang in den Kanal. 400 Namen von gefallenem oder gestorbenen Frauen, Kindern und Männern der Zivilbevölkerung sahen wir auf Tafeln im Stadthaus verzeichnet.

Man hätte wohl denken können, daß wir Deutsche von der Bevölkerung in Kievin kühl, wenn nicht feindlich aufgenommen worden wären. Aber es kam ganz anders. Als die einzelnen Abordnungen dem Gemeinderat im Stadthaus vorgestellt wurden, stieg einer der Stadträte beim Aufruf der Deutschen vom Podium herunter und reichte mir die Hand. Und nun erst der Bürgermeister selber: Ein kleiner Mann mit weißem Anebelbart und buschigen Augenbrauen, ein ehemaliger Grubenarbeiter, der wegen seiner sozialistischen Gesinnung entlassen wurde, einen kleinen Handel begann mit wenig Prozenten Verdienst und gerade dadurch reich wurde. Ein frommer, überzeugter Protestant inmitten einer freidenkerischen Umgebung, Vorstandsmitglied des Provinzvorstandes der sozialistischen Partei. Den mußte man erzählen hören. Aber alles ohne Haß, alles in Güte. Wie oft haben ihn die Deutschen festgesetzt, einmal 18 Tage lang bei trockenem Brot. Ich frug ihn: „Da sind sie wohl sehr böse gewesen über die Deutschen?“ Er antwortete ganz schlicht: „Nein, ich habe für sie gebetet.“ Am Weihnachtsabend habe er wieder einmal von der amerikanischen Hilfe Weißbrot für die Bewohner geholt. Unterwegs hätten es ihm die Deutschen abgenommen und ihn in ein Loch geworfen. Von weitem habe er die Soldaten Weihnachtslieder singen hören. Es sei aber in ihm nicht dunkel gewesen, denn er habe gedacht, Christus am Kreuz ist es auch nicht besser ergangen und der hat doch noch für seine Feinde gebetet! Bei der Rückkehr sei 18 Alm. weit keine lebendige Seele zu sehen gewesen. Trostlos weinend sei er an einer Quelle geseffen und habe an die Quelle gedacht, an der Jesus mit der Samariterin sprach. Dann habe er sich aufgerafft und sei zurückgelehrt in den Trümmerhaufen von Kievin. Alle Granaten hätte er, ohne verletzt zu werden, fortschaffen können, während fünf andere Männer noch beim Aufräumen getötet worden wären. Der Bürgermeister erzählte uns auch von einer vornehmen Französin, die trotz der Beschiesung die Verwundeten hereinholte, auch deutsche Soldaten, obwohl acht Tage vorher ihr eigener Sohn gefallen war. Sie habe sich als Mutter der deutschen Soldaten gefühlt. Man bot ihr

das Eisene Kreuz an, was sie ablehnte. Das Munitionslager in der Brauerei wurde von den Franzosen beschossen. Es sollten sich alle retten. Madame Liétart blieb bei den Verwundeten und rettete noch die, die durch die Explosion der Brauerei, die nach der anderen Seite hin erfolgt war, verwundet wurden. Schließlich sei sie selbst verwundet worden, so daß sie starb.

Monsieur Goulet, der Bürgermeister, besuchte uns bei allen unseren Mahlzeiten. Einmal hielt er in seiner väterlichen Art eine Ansprache, in der er sein Bedauern ausdrückte, daß er den deutschen arbeitslosen Jungen keine Arbeit verschaffen könne. Ergreifen von dieser Güte ging ich auf ihn zu und gab ihm still die Hand. Da sagte er meinen Kopf und küßte mich ins Gesicht.

Soll ich noch weiter erzählen von der Bevölkerung selber, wie sie zu Hunderten teilnahm an einem Konzert oder einem Feuerwerk, die der Gemeinderat gestiftet hatte? Auch da waren gerade wir Deutschen mit besonderer Freundlichkeit umgeben. Soll ich noch berichten, wie ich einmal im Stadthaus vor viel französischer Sportjugend sprechen mußte? Ich habe ihnen gesagt: „Ich bin schon einmal in Frankreich gewesen als deutscher Feldgeistlicher. Jetzt sieht Frankreich anders aus. Nicht nur die Häuser sind aufgebaut, sondern auch die Herzen sind neu. Ihr hebt so fröhlich den Kopf. Ich will unseren deutschen Jungen sagen, daß sie auch so frohgemut sein sollen. Wir wollen aber nicht das Gesicht gegen einander wenden, sondern mit einander nach einer neuen Zeit des Friedens Ausschau halten. Darf ich die deutschen Jungen von Euch grüßen?“ Wie ein Peitschenknall kam mir ein freudiges „Oui“ entgegen.

Oder soll ich erzählen von den Vorträgen über die „Erziehung der Jugend zum Frieden“, an denen auch Einheimische eifrig teilnahmen? Oder von jenem Gottesdienst in der protestantischen Kirche, wo der Schweizer, der französische und der deutsche Pfarrer den Einheimischen und den Kongreßteilnehmern gemeinsam das Abendmahl reichten und am Ausgang auch mit deutschem Pfarrer jeder Franzose freudig die Hand gab? Soll ich den kleinen Zug berichten, wie am Ausgang des Friedhofs Maisons Blancs, der uns Deutschen einen so erschütternden Eindruck gemacht hatte, ein Pariser Arbeiter mit feuchten Augen zu mir kam und mir ganz still die Hand drückte?

Man könnte nun sagen, Liévin ist eine wunderbare Gemeinde von wirklichen Christen oder friedensbereiten Sozialisten. Wie werden die Franzosen in anderen Gegenden sein? Nun, ich war auch in Dünkirchen, Calais und fast bis nach Boulogne. Zweimal habe ich dort unterwegs, um noch Anschläge zu bekommen, Privatautos anhalten müssen. Einmal war es ein Demokrat, der darin saß. Er hörte es mit Freuden, daß wir Deutsche seien, sprach mit mir als Kriegsteilnehmer wie mit einem Kameraden; sechsmal war er verwundet worden und hatte die höchsten Kriegsauszeichnungen. Er war gerade daran, ein Buch über den Krieg zu schreiben: „Nie darf es wieder Krieg geben. Ich habe sechs Jungen, die müssen alle sechs nach Deutschland, um es kennenzulernen.“ Was hat der Mann sein kleines Auto geplagt, daß es zur rechten Zeit in Calais antam! Und wie strahlend hat er uns verabschiedet! Auch der andere zeigte ähnliche Hilfsbereitschaft, obwohl er wußte, daß wir Deutsche waren.

Diese guten Erfahrungen, die ich gemacht habe, sind mir wiederholt von

anderen Gegenden bestätigt worden. Ich glaube, man kann zusammenfassend sagen: Es gibt da drüben eine große Anzahl Franzosen, die von ganzem Herzen den Frieden wollen, Menschen, die man erst einmal verstehen muß, um sie lieben zu lernen. Ich glaube geradezu, daß der gründlichere, aber auch schwer lebigere, vom Geist der Industrie bedrohte Deutsche und der kindliche, leichter lebigere, gütige Franzose einander ergänzen könnten. Sicher wird dieses friedliche Zusammenleben beider Völker gelingen, wenn sie es versuchen im Geist der Kreuzritter. Ihr Führer Capitaine Bach hat einmal in diesen Tagen gesagt: „Ich gehe zu den Leuten, um in ihnen den Gott zu finden, der auf mich wartet. Wenn wir einem aus anderen Kreisen mit weitem Herzen und brennender Liebe einen Schritt entgegen tun, und er kommt uns dann auch einen Schritt entgegen, dann ist schon viel gewonnen.“ Rudolf Goethe.

Trotadero.

Wir bleiben sonst nicht an Tagesereignisse hängen; sie verlieren oft morgen schon ihre scheinbare Bedeutung. Aber in dem Augenblick, wo ich Rudolf Goethes schönen Bericht zum Druck geben will, kann ich die ganz anders gestarteten Meldungen nicht übergehen, die aus Paris kommen. Wir wollen damit dem Bericht vom Kreuzrittertreffen nichts wegnehmen; wir hoffen sogar, ihn durch solche Gegenüberstellung zu erhärten, weil hier der Unterschied deutlich wird, der — wir stoßen immer wieder darauf — besteht zwischen dem französischen Volk und dem amtlichen Frankreich.

„Die Kundgebung des Pariser Abrüstungskongresses am Freitag abend war der Schauplatz ungeheurer Tumulte gegen sämtliche Redner. Die Versammlung zog sich bis gegen Mitternacht hin. Starke Kräfte der Pariser Polizei und der Garde mobile mit Stahlhelmen mußten eingreifen, um die Delegierten und Gäste vor Gewalttaten französischer Nationalisten zu schützen.

In der Hauptsache waren es Studenten und Angehörige nationalistischer Kriegsteilnehmerverbände, die drei Stunden lang einen Höllenspektakel vollführten. Aber auch Straßengefindel hatte sich eingefunden, um die Gelegenheit zum Lärmen wahrzunehmen. Jeder Redner wurde niedergebrüllt. Gegenrufe der Kongreßteilnehmer gingen im Gesang der Marseillaise unter.

Dem deutschen Redner, dem Zentrumsabgeordneten Joos, ging es besonders schlecht. Er wurde mit schweren Beleidigungen niedergeschrien und seine Rede blieb fast unverständlich.

Die sich wie wild gebärdenden französischen „Patrioten“ zerrissen die Transparente des Trotadero und versuchten die Rednertribüne zu stürmen, die nur durch mehrfache Polizeiketten geschützt werden konnte.“

So berichtet August Abel, M. d. R., als Augen- und Ohrenzeuge im „Jungdeutschen“. Worum handelt es sich? — Der Engländer Lord Roberts Cecil hatte die Anregung zu diesem vorbereitenden Abrüstungskongreß — einer Werbung für die Abrüstung — gegeben. Ende November fand er statt. Paris sollte der Mittelpunkt der Abrüstungswerbung werden. Und daraus ist nichts geworden. Die Werbung für die Abrüstung wurde zu einer wüsten Hege. Der Botschafter der Vereinigten Staaten, der Gesandte Spaniens, der Sprecher Italiens, Herriot, Cecil, die Vertreter der Kirchen (der Kardinal-Erzbischof von Paris war zuvor in einer scharfen Presserklärung von der Veranstaltung ab-

gerückt), der Sprecher französischer Kriegsverletzte, der Sprecher der Gewerkschaften wurden mit der Marschaise und „Vive la France“ niedergebrellt. Herr Joos, der deutsche Vertreter, mußte Beleidigungen wie Sauerkrautfresser, Lügner, Schwindler einstecken und wurde immer wieder aufgefördert, die Presse zu halten. Einmal gab er den Versuch zu reden auf, als aber dann die „Garde mobile“ im Stahlhelm erschien, fing er wieder an. Eine Ausnahme nur machte der frühere Kriegsgesminister Painlevé, der noch einmal die These vertrat: „Erst Sicherheit, dann Abrüstung.“ Ihm wurde zugejubelt, ihn wollte man noch einmal hören.

Der ehemalige Ministerpräsident Herriot, der vor kurzem erst seinen Zuhörern Angst gemacht hat vor den 40 000 deutschen Kadefahrern, die innerhalb eines Tages an die französische Grenze eilen könnten, beklagt nun in einem französischen Blatt jene Vorgänge im Trojadero, indem er ausruft: „Was ist aus der französischen Tradition, was aus der französischen Höflichkeit geworden! Können wir Republikaner, Pazifisten, Demokraten diese Demütigung hinnehmen? Kann man in Frankreich von Friedensorganisation nur noch unter dem Schutz der Gewehre sprechen?“

Aus den Vorgängen zieht der „Jungdeutsche“ unter andern nachstehende Folgerungen:

1. Frankreich, das amtliche Frankreich, getarnt vertreten durch seinen ehemaligen Kriegsgesminister Painlevé und den sozialistischen Renegaten Paul Boncour, will die Abrüstung nicht, sondern es will die Propaganda für die Abrüstung niederknuppeln. Anders ist das Verhalten der beiden genannten Politiker und das Verlagen der Pariser Polizei nicht zu erklären.
2. Alle Gefühle der Rücksichtnahme auf frühere Verbündete und die einfachsten Gesetze der Gastfreundschaft treten seitens der Franzosen zurück, wenn es gilt, die Abrüstungsforderungen zu sabotieren.
3. Die Franzosen fühlen sich stark genug, der ganzen Welt in diesem Punkte die Stien zu bieten und sie herauszufordern.
4. Die Erörterung dieser hochpolitischen Frage: „Abrüstung der Siegermächte des Weltkrieges“ gehört in erster Linie in den Tätigkeitsbereich derjenigen, die von Rüstung und infolgedessen auch von Abrüstung etwas verstehen. Kirchliche Organisationen, Guttempler-Orden, Heilsarmee, Frauenverbände usw. haben damit nur sehr bedingt etwas zu tun.

Nachspiel: 20. Dez. 1931: Die französischen sozialistischen Gewerkschaften als führende Organisation des Aktionskomitees für den Frieden veranstalteten eine Kundgebung, die als Protest gegen die Störung der Abrüstungskundgebung im Trojadero gedacht war. Etwa zehntausend Personen, die den Saal bis auf den letzten Platz füllten, wohnten der dreistündigen Versammlung stehend bei.

Man demonstrierte für den Frieden durch die Forderung nach Abrüstung. Deutschereits nahmen als Redner Prof. Cuidde von der Friedensgesellschaft und der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Graßmann teil. Léon Blum, als Vertreter der französischen Sozialisten, bezeichnete die Kundgebung als glückte Revanche für die Trojadero-Versammlung. Die Versammlung verlief in voller Ruhe. Die französische Regierung hat die Verbreitung der Reden durch Rundfunk nicht zugelassen. J. E.

Franszösische Jugend.

1.

Nach einer Mitteilung der „Neuen Pariser Zeitung“ ist in Paris eine „Erste revolutionäre Partei der europäischen Jugend“ gegründet worden, die sich — da die alte Generation sich unfähig erwiesen habe, die herrschenden Zustände zu meistern — zur Aufgabe setzt, unter Ablehnung aller bolschewistischen Strömungen für radikale Revision der Friedensverträge, für radikale Abrüstung, für die Beseitigung der kapitalistischen Willkür und die Einrichtung einer einheitlichen europäischen Wirtschaftsführung, für die Aufgabe der bisherigen Kolonialpolitik und Abbau des übertriebenen Nationalismus einzutreten.

Mit deutschen Jugendverbänden soll alsbald Fühlung und Verbindung zwecks Zusammenarbeit auf der vorgezeichneten Grundlage hergestellt werden; wie weit bei der Gründung bereits deutsche Jugend beteiligt war, läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen.

Um die Haltung der jungen französischen Gründer dieser „europäischen Jugendpartei“ zu kennzeichnen, entnehmen wir dem Gründungsaufruf folgende Stellungnahme zu den deutsch-französischen Beziehungen:

„Ein tragisches Mißverständnis trennt Deutschland von Frankreich! Es hat — so scheint es — bisher jeden wirkungsvollen Versuch einer Zusammenarbeit der deutschen und französischen Jugend verhindert; diese Jugend stellt zur Stunde die einzige Kraft dar, die imstande wäre, Europa und die Welt vor dem Untergang zu retten; die unter dem Zustande der Tributpflicht leidende deutsche Jugend ist natürlich geneigt, zu glauben, daß die französische Jugend trotz einiger mehr oder weniger ehrlicher Proteste die Vorherrschaft gutheiße oder sich mit ihr abfinde, die die französische Bourgeoisie und der französische Kapitalismus ausüben. — Das ist ein Mißverständnis, das aufgeklärt werden muß; ein großer Teil, wenn nicht die Mehrheit der französischen Jugend weist die Irrtümer der Nationalisten von sich. Für diese tatkräftige und männliche und eng verbundene Minderheit bedeutet die angebliche französische Vorherrschaft nicht nur kein Vorrecht, sondern auch ein Verrat an der geistigen Uebertieferung Frankreichs. Für diese Jugend mißt sich die Größe eines Landes nicht nach seinen Goldbeständen, sondern nach den geistigen Werten, die es vertritt und schafft.

Von diesem Gesichtspunkt aus scheint uns jede Vorherrschaft — französische Vorherrschaft über Deutschland, deutsche Vorherrschaft über Frankreich, deutsch-französische Vorherrschaft über Europa oder über einen andern Erdteil — unzulässig und sinnlos. Nicht nur vom menschlichen Standpunkt aus, sondern auch vom vaterländischen Standpunkt. Da Deutschland und Frankreich ohne jeden Zweifel zwei große, geistige Kräfte der Welt darstellen, muß die herzustellen verständigung nicht auf unflätigen finanziellen Ueberlegungen beruhen, sondern auf geistigen Grundsätzen, denen wir gemeinsam zum Siege verhelfen müssen.“

2.

Der erste große Jugendverband, der sich als solcher offiziell mit der Revisionsfrage befaßt, sind die 80 000 Mitglieder zählende *jeunes laïques et Republicaines*. Hatte schon ihr Vertreter auf dem Ketteleertreffen, Roger Husz, die Revisionsfrage mit großem Ernste behandelt, so war sie für den 19. Nationalkongreß der J.K.R. Ende September

in Niort offizielles Tagungsthema. Die am Ende gefaßten Resolutionen sind für die Haltung der überwiegenden Mehrheit der links gerichteten und der gemäßigten Mitte zuneigenden französischen Jugend zu typisch, um nicht auch im Wortlaut zu interessieren:

„Der Congres national des J.N. de France, ausgehend von der Erwägung, daß ein bedeutender Teil der europäischen Öffentlichkeit und vor allem das deutsche Volk in Einmütigkeit eine mehr oder minder weitgehende Abänderung der Verträge von 1919 fordern,

daß Frankreich, am wenigsten aus freiwilliger Blindheit, diese Lage und Tatsache übersehen kann,

daß Loyalitätsbinde und Respekt vor Vereinbarungen nicht zugunsten der Unantastbarkeit eines Friedensvertrages vorgebracht werden können, da es sich nicht um besprochene und frei angenommene Texte, sondern um gewaltsam auferlegte Verpflichtungen handelt,

daß noch kein bei Kriegsausgang geschlossener Vertrag irgendwelche internationalen Situationen endgültig geregelt hat, vielmehr Verträge immer, sei es durch Gewalt, sei es auf diplomatischem Wege, revidiert worden sind,

daß die finanziellen Bedingungen des Versailler Vertrags schon verändert und der neuen Lage angeglichen worden sind,

daß ein modern und demokratisch aufgefaßter Vertrag keine starre, unwandelbare, ein für allemal nach dem Willen des Siegers ausgedachte Einrichtung sein darf, sondern dem internationalen Rechtsempfinden entsprechen und verbesserungs- und vervollkommnungsfähig sein muß,

daß viele Völker zu Recht oder Unrecht darnach drängen zu beweisen, daß die Verträge in gewissen Punkten der politischen Gerechtigkeit und der wirtschaftlichen Notwendigkeit nicht Rechnung tragen, und daß ihnen jede Hoffnung auf Genugtuung, ja selbst jede Diskussion für die ferne Zukunft zu verweigern, hieße, sie in die Verzweiflung zu treiben und internationale Katastrophen zu wagen und hervorzurufen,

daß der Artikel 19 der Völkerbundsakte diese Möglichkeit einer Vervollkommnung der Verträge ausgesprochen offen halten wollte und, wenn er sich als unvollständig und unzureichend erweist, verbessert und neu formuliert werden kann,

daß — um zusammenzufassen — gemäß unserer demokratischen Tradition, dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker und dem Gebot internationaler Gerechtigkeit die Aufgabe Frankreichs die sein muß, die sich bedrückt glaubenden Völker zu Wort kommen zu lassen und einer Diskussion auf der Grundlage eines neuen Europa zuzustimmen,

daß aber diese unermessliche und schwierige Aufgabe, soll sie zu einem Ziele führen, ein geistig beruhigtes Europa voraussetzt und offensichtlich nicht in einem von Sturm und Tumult erfüllten Europa vorgenommen werden kann, wo weder die innere Stabilität der Staaten noch die finanzielle oder soziale Sicherheit der Völker gewährleistet sind,

f o r d e r t: daß Frankreich, jeden europäischen Konservatismus und Nationalegoismus verschmähd, sich seines Sieges würdig erweist, indem es proklamiert, daß es sich nicht scheut, unter den Auspizien des Völkerbundes und gemäß dem Artikel 19 des Paktes anzustreben „eine neue Prüfung der unanwendbar gewordenen Verträge und der internationalen Verhältnisse, deren Aufrechterhaltung den Weltfrieden gefährden kann.“

Und die Frontkämpfer!

Die „Sidac“, die „Interalliierte Federation ehemaliger Frontkämpfer“, hielt im Herbst dieses Jahres in Prag ihren 12. Kongreß ab. Die „Sidac“ umfaßt den weitaus größten Teil der ehemaligen feindlichen Frontkämpferverbände, u. a. auch die „British Legion“ und die „American Legion“.

Der Kongreß setzte einen Ausschuß für Friedensarbeit und für auswärtige Beziehungen ein. In diesem Ausschuß wurde folgender Beschluß gefaßt:

„Die Sidac“ bestätigt die Beschlüsse des Kongresses, die in New Orleans im Jahre 1922 gefaßt wurden.

1. Verträge stellen Gesetze zwischen den Nationen dar. Sie müssen in gutem Willen ausgeführt werden.
2. Die Verträge können nicht verändert werden, es sei denn, daß die Notwendigkeit für eine solche Veränderung von allen interessierten Parteien anerkannt wird.
3. Sind die interessierten Staaten sich nicht vorher darüber einig geworden, dann kann die „Sidac“ eine Revisionskampagne nicht zulassen, weil diese geeignet ist, neue Mißbilligkeiten zu schaffen und das Friedenswert zu hemmen.“

Dieser Entschlieung stimmten sämtliche in der „Sidac“ zusammengeschlossenen ehemaligen Frontkämpfer-Verbände zu, mit Ausnahme der Italiener.

Die italienische Delegation erklärte folgendes:

„Die italienische Delegation, die sämtliche italienischen Kriegsoffer und ehemaligen Frontkämpfer vertritt, enthält sich der Abstimmung über den Punkt 3 der Entschlieung, die sich auf die Revision der Verträge bezieht. Die italienische Delegation ist nicht in der Lage, die Erörterung über diese Frage als einen gegen den Frieden gerichteten Akt zu betrachten. Sie ist im Gegenteil der Meinung, daß alle freundschaftlichen Erörterungen im Rahmen der existierenden internationalen Abmachungen nicht nur ein sehr nütliches Element, sondern beinahe eine Notwendigkeit auf dem Wege zur Konsolidierung des Friedens zwischen den Nationen bedeuteten.“

Diese Stellungnahme aber wird wieder fraglich durch die folgende Auslassung eines italienischen Journalisten im amtlichen Blatt der „Sidac“:

„Die Zukunft kann aufgebaut werden (gemeint sind die französisch-italienischen Beziehungen) auf der Grundlage freundschaftlicher Zusammenarbeit und Vereinigung, und zwar in vollem Sinne des Wortes; dann würde Italien bereit sein, Frankreich bei der Lösung der Sicherheitsfrage zu unterstützen, wogegen Frankreich Italien bei der Lösung der italienischen Ausdehnungsfrage seinerseits unterstützen müßte. — Mit anderen Worten: Wenn Frankreich etwas von seinem nordafrikanischen Kolonialreiche den Italienern abgibt, dann steht Italien der französischen Sicherheitsthese als Bundesgenosse zur Seite.“

Mit Bezug auf die Beziehungen der „Sidac“ zu den ehemaligen Feinden wurde folgender Beschluß gefaßt:

„. . . In Anbetracht der Tatsache, daß die ihrem Wesen nach friedfertige Sidac sich nicht gegen frühere Feinde richtet, beschließt die „Sidac“ daß die Zeit gekommen ist, Beziehungen mit Organisationen ehemaliger Feinde wieder aufzunehmen, und zwar hauptsächlich zum Zwecke der Information. Die Sidac ist der Meinung, daß die Zeit noch nicht dafür reif ist, mit Organisationen ehemaliger feindlicher Frontkämpfer eine dauernde Organisation zu schaffen, sondern daß es genügt, den Kontakt mit diesen Organisationen auf öffentliche Aussprache über aktuelle Fragen zu beschränken.“

Älterenbrief.

Auf meinen ersten Brief sind 25 Antworten eingelaufen. Das ist nun, auf das Ganze gesehen, wirklich nicht viel, aber desto mehr habe ich mich über die erhaltenen Briefe gefreut, besonders da sie zum größten Teil recht ausführlich waren und ein gutes Bild gaben von dem, was in den Gruppen gewollt, gelebt und gearbeitet wird. Wenn ich nun hier in „Unser Bund“ darauf antworte, was ich aus praktischen Gründen tue, so weiß ich wohl, daß ich nicht alle aufgetauchten Fragen so allgemein damit beantworten kann, aber teils gebe ich in künftigen Briefen auf weiteres ein, teils werde ich noch persönliche Antworten schreiben, wo sie mir nötig erscheinen.

Zustimmung zu meiner Zeichnung der Lage und der Aufgaben habe ich fast in allen Briefen gefunden. Wo das nicht der Fall war, liegen die Dinge besonders. Ich glaube wohl, daß die Lage da einfacher ist, wo Altersschaften vorhanden sind, die den Zusammenhang mit den Jüngeren nie ganz verloren haben und daher auch für die nachwachsenden Achtzehnjährigen ohne weiteres aufnahmefähig sind, so daß sie sich heimisch fühlen. Es ist erfreulich, wo es so ist, aber ich habe den Eindruck, daß es mehr Ausnahme als Regel ist. Ebenfalls nicht ganz zutreffend ist meine Schilderung da, wo ohne Schwierigkeiten die Dierzehnjährigen mit den Fünfzehnjährigen „wie in einer großen Familie“ beieinander leben, was besonders dann gegeben ist, wenn die Gruppe an sich klein ist und eine Teilung sich dadurch fast von selbst verbietet. Ich bin versucht, dieses Zusammenleben für einen Idealszustand zu halten; doch fürchte ich fast, daß dann die gefunden inneren Spannungen der Altersstufen untereinander fehlen könnten und das Bundesleben zu harmlos-gemütlich werden könnte, um noch fruchtbar zu sein. Dann freilich wird diese Gefahr vermieden, die Spannung im Gegenteil verstärkt, wenn auch bei diesem Zustand ein Wachwerden der Älteren zu ihrer Lebensstufe und der damit verbundenen besonderen Lebensaufgabe vorhanden ist — unbeschadet alles engeren, liebevollen Zusammenhangs mit den Jüngeren und den Älteren. Auch in einer großen Familie darf ja der neunzehnjährige große Bruder nicht immer bloß mit seinen kleineren Geschwistern spielen, sowohl ihm das auch ansteht, und ebenso wenig nur mit den Erwachsenen zusammen sein, sondern er muß seinegleichen suchen, um seine Lebensstufe zu erfüllen.

Ueberhaupt bin ich wohl mit den Worten „Zusammenfassung der Älteren“ hier und da mißverstanden worden. Ich habe dabei an keine besondere Organisation, einen „Bund im Bunde“ gedacht. Organisationsfragen sind Lebensfrage. Ich will auch beileide nicht die Älteren künstlich aus ihren Gruppen herauslösen und sie weder von den Jüngeren noch von den Ältesten trennen. Aber ich halte zweierlei für nötig, erstens ein Wissen dieser Generation voneinander und eine Verbindung untereinander, zu der ich helfen will, und sodann bei aller Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Arbeit und des Lebens dieser Gruppen doch eine Gleichgerichtetheit, die darauf beruht, daß ihre Lebens- und Altersstufe sie in ein besonderes Schicksal und vor eine besondere Aufgabe stellt.

Einen Mangel meiner Ausführungen muß ich zugeben: ich habe zu wenig die besondere Art der Mädchen auf dieser Stufe berücksichtigt. Ganz gewiß weder aus Unkenntnis noch aus Nichtachtung ihrer Lage. Aber vielleicht ist die Lage der Jungen hier beziehender, typischer: sie haben im Bund die festgeformte Jungenschaft hinter sich, von der sie sich irgendwie abzusetzen genötigt sind, die Gegenwartprobleme der Politik und der Arbeit (Arbeitslosigkeit) bewegen sie stärker als die Mädchen, endlich ist in dem Jungen der Drang zur selbständigen Formung seiner Altersstufe stärker als in dem Mädchen — das Mädchen findet in der ihm geschenkten Gabe der Mütterlichkeit und Schwermütlichkeit viel leichter Brücke und Weg zu den anderen Altersstufen als der Junge. Ich werde aber die Lage der Mädchen künftig stärker im Auge behalten; habe ich doch gerade aus ihren Kreisen eine Reihe sehr ernster und eingehender Briefe erhalten und glaube ich nachzufühlen, wie gerade die Mädchen in diesem Alter des Ueberganges und der Auseinandersetzung an dem Schicksal der Gegenwart leiden — in anderer Richtung, aber nicht weniger stark und tief als die Jungen — und ihre besondere Last und Aufgabe darin haben.

Die Beschäftigungen der einzelnen Gruppen sind nach den erhaltenen Briefen sehr mannigfach. Sie können in zwei Gruppen eingeteilt werden: 1. Fragen, die auf die

ganze Breite heutigen Lebens geben, um ein Bild der Gegenwart und ihrer Kräfte zu bekommen; 2. Fragen, die in die Tiefe gehen und nach den letzten tragenden Grundlagen suchen. Unter den ersten stehen die politischen und die wirtschaftlichen Fragen obenan, in der zweiten Gruppe tauchen neben Weltanschauungsfragen immer wieder die Fragen nach der Bibel auf. Aber alle diese Fragen haben nicht bloß eine theoretische, sondern auch eine praktische Seite, sie ertragen es nicht, daß man beim gedanklichen Verarbeiten stehenbleibt, sondern rufen zum praktischen Dienst auf; daß dies in den Gruppen sehr stark erkannt und danach gearbeitet wird, etwa an den Jüngeren oder im Dienst der Gemeinde, das halte ich für ein gutes Zeichen. Ferner muß hervorgehoben werden, daß wohl überall nach einem starken, sinnvollen Gemeinschaftsleben gestrebt wird, in dem erst der Boden sowohl für die gedankliche als auch für die praktische Arbeit vorhanden ist.

Ueber die Einzelheiten der Arbeit spreche ich heute nicht mehr. Nur noch eine Mitteilung: In der kommenden Nummer der „Evangelischen Jugendführung“ wird die erste Handreichung für Arbeitsgemeinschaften kommen, und zwar das Thema „Arbeitsnot und Arbeitsfreude“. Da diese Handreichung nicht als Grundlage, die alle Teilnehmer vor sich haben sollen, sondern als Material zur Vorarbeit für den Leiter der Arbeitsgemeinschaft bestimmt ist, erscheint sie nicht hier, sondern in der „Evangelischen Jugendführung“. Ich werde aber auch hier in „Unser Bund“ solche Hilfen geben; entweder werden sie in diese „Älterenbriefe“ hineingearbeitet, oder sie sind in den Artikeln enthalten, die gerade auch unter diesem Gesichtspunkt geschrieben sind. So gibt der Artikel in dieser Nummer „Epiphania“ Stoff für eine Besprechung der Kirchenjahreszeit; die Artikel über Geopolitik und über die deutsch-französischen Fragen können Euch sehr gut in die politischen Probleme einführen. Lest sie!

Zum Schluß: Seid nicht ungeduldig, wenn meine Antworten nicht Schlag auf Schlag kommen; ich habe nicht immer gleich Zeit zu antworten. Ihr könnt aber sicher sein, daß alles sorgsam gelesen und bedacht wird und auch persönlich oder allgemein seine Antwort findet.

Viel Kraft für die Arbeit des Neuen Jahres!

Euer Curt Vangerow.

Vom Tage.

Ein Reichsjugendführer der DAVP.

Nach dem Vorbilde anderer Parteien hat sich die Deutschnationale Volkspartei nunmehr entschlossen, einen Reichsjugendführer zu bestellen, dem die Betreuung der Jugendarbeit in der Partei besonders obliegen soll. Es haben sich in der DAVP. in den letzten Monaten neben der alten Parteijugend, dem Bismarckbund und den Deutschnationalen Studentengruppen, an den verschiedensten Orten Kampfgemeinschaften junger Deutschnationaler gebildet, so daß es zweckmäßig erschien, das Zusammenarbeiten dieser Gruppen nach einheitlichen Gesichtspunkten durch die Berufung eines Reichsjugendführers der Partei sicherzustellen. Der Parteivorstehende Dr. Hugenberg hat mit dieser Aufgabe den Reichstagsabgeordneten und Landrat i. N. von Bismarck betraut. — Es wird geplant, auch in den einzelnen Wahlkreisen besondere Jugendbeauftragte zu ernennen.

Buch und Bild.

Mit hier besprochenen Büchern sind zu beziehen durch den D. D. J.

Gott in Frankreich? Sieburg. Sozietäts-Verlag, Frankfurt a. M. Broschürt 7 Kfm., geb. 30 Kfm.

Wenn wir mit den andern Nationen in ein friedliches Verhältnis kommen wollen, dann ist die Voraussetzung dafür, daß wir sie kennenlernen. Eine ganz ausgezeichnete Hilfe, die Franzosen zu verstehen, ist das Buch von Friedrich Sieburg. Es ist nicht nur geistreich, ja oft geradezu ein Kunstwerk, sondern es vertieft sich so liebend und doch

nicht befangen in die Seele Frankreichs mit ihrem religiösen Selbstbewußtsein (Gott in Frankreich), ihren Vorzügen und Fehlern, daß es gar nicht dringend genug empfohlen werden kann. Ich denke mir, daß Alterengruppen unseres Bundes das Buch in Auswahl lesen. Sie werden einen großen Gewinn davon haben. Sie werden nicht nur Frankreich kennenlernen, sondern es wird ihnen die Fähigkeit aufgeben, geschichtliche Zusammenhänge großzügig und lebendig zu sehen. Wer einmal diese Art des Betrachtens gelernt hat, wird auch andere Völker, ja das eigene Volk, nicht nur nach dem Anschein des Tages oder der heutigen Zeit beurteilen, sondern in der lebendigen Zusammenschau der jahrhundertelangen Entwicklung. So allein entsteht das Bild des Volkes als lebendige Person mit ihrem Schicksal und ihrem Auftrag.

Rudolf Goethe.

Die Ecke.

Gott zum Gruß im neuen Jahr! Noch dürfen und können wir unser Werk treiben. Laßt es uns immer mehr Verpflichtung werden, daß wirs durchtragen durch die Tage der Not, die noch nicht zu Ende gehen werden.

Rudolf Goethes Bericht ist das Mittelstück dieses Heftes, darum gliedern sich die andern Beiträge. Hauptmann Bach, den wir gebeten hatten, konnte leider nicht mitarbeiten. So ist das nun im großen ganzen ein Bericht geworden von Frankreich. Wir müssen uns nun selber und dem jungen Frankreich Rede und Antwort stehen: Was halten wir von einer Ausöhnung zwischen beiden Völkern, was erkennen wir als junge Nation als unsere Aufgabe an diesen Werk? Welche Hemmungen stellen sich ein, wären zu überwinden, was können wir hinter uns werfen, was müssen wir festhalten? Wir glauben, es gibt heute weitbin eine einheitliche Front in dieser Frage, und sie steht anders, als man in Deutschland und Frankreich weitbin annimmt. Wir bitten um Berichte, um Stellungnahme. Wenige begründende Sätze genügen uns. Es liegt uns an der Stellungnahme des Bundes, es liegt uns an der gefühlsmäßigen, mehr aber noch in einer klar begründeten Stellung. Der Bericht von Rudolf Goethe zeigt (wir verweisen auf seinen Vortrag, den er auf dem Kreuzrittertreffen gehalten hat, siehe Ev. Jugendführung), wie unser Bund Verbindung gefunden hat mit französischer Jugend. Es muß klar werden, was hinter solchen Führern steht.

Die schönen Verse von Konrad Ferdinand Meyer, die unser Heft einleiten, stehen auch am Eingang des neuen Neuweltheftes. Wir weisen auf dieses Heft hin, besonders auf die Aufsätze „Die Kirche und der nächste Krieg“ und „Abrüstung und Frieden“. „Friede auf Erden“ hat Walther Hensel vertont, einstimmiger Frauen- und Männerchor, dazu Glockenbegleitung. Der Satz findet sich im 1. Heft des 9. Jahrganges der „Sinkensteiner Blätter“. Das Heft enthält ferner ein Lied „An Danzig“ und „Das Rosenwunder der heiligen Elisabeth.“

Aus Ersparnisgründen wurde heuer kein Inhaltsverzeichnis gedruckt. Es besteht aber die Möglichkeit, das Inhaltsverzeichnis in Maschinenschrift zu vervielfältigen und gegen eine 15-Pfg.-Marke durch die Kanzlei zu beziehen.

Karl Peter Adams. Jörg Erb.

Persönliche Mitteilungen aus dem Bund.

In erster Zeit wurde uns ein Sohn Traugott geschenkt.
Pflanzhaus Deutmannsdorf, Kreis Lauenburg, 11. Juli 1931.

In dankbarer Freude
Fritz und Käthe Gentschel

(Persönlich verfaßt veröffentlicht.)

Drucksachen

jeder Art, schnell und preiswert lieferbar durch
Buchdruckerei Martin Gäß
GMBH · GÖTTINGEN · WEENDER STRASSE 62

Druck von Broschüren	Dissertationen	Mitteilungen	Prospekte, Periodisten
Abhandlungen	Zeitschriften	Postkarten	Satzungen
Vorträge	Familiendrucksachen	Befehlskarten	Werbedrucke jeder Art
Bereinigteschichten	Reisebogen	Vereinadrucksachen	Illustrationsbeude
Werten und Katalogen	Reiseführer	Programme	Lieferung von Klischees

Das **Taschenbuch für den deutschen Jugendführer** ist neu erschienen. RM. 2.50
B. D. J., Göttingen, Postfach 204.

Vom **B. D. J.-Jahrbuch 1932** sind noch einige wenige Stücke vorhanden.
Sofortige Bestellungen erbeten.
B. D. J., Göttingen, Postfach 204.

Notverordnung - Abzeichen - Jungentracht.

Nach der Veröffentlichung der letzten Notverordnung sind wiederholt Zweifel aufgetreten, ob davon auch unser Bundesabzeichen und unsere Jungentracht betroffen würden. Der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände hat den ihm angeschlossenen Bänden größte Zurückhaltung empfohlen und gebeten, sich im Einzelfall mit der örtlichen Polizeibehörde in Verbindung zu setzen. Der Reichsausschuß der evangelischen Jugendverbände schreibt uns nun, daß die Notverordnung — soweit sie das Tragen von Abzeichen und einheitlicher Kleidung betrifft — für die evangelischen Jugendbünde nicht in Frage kommt. Im Einvernehmen mit dem Reichsausschuß der evangelischen Verbände glauben wir daher, unseren Gruppen Nachstehendes mitteilen zu können:

Erlaubt - Verboten - Ratfam.

1. **Erlaubt** ist vom 1. Januar 1932 an wieder das gemeinsame Marschieren, falls vorher die polizeiliche Erlaubnis eingeholt ist.

Verboten ist also in Preußen und in den meisten anderen Ländern jedes Marschieren (also auch zum Bahnhof oder zur Jugendherberge) ohne polizeiliche Erlaubnis.

2. **Erlaubt** ist für unsere Vereine das Tragen von einheitlicher Tracht und Abzeichen, da der B. D. J. nach seiner Satzung parteipolitisch neutral ist und auch nicht zu den politischen Vereinigungen gehört. (Für „politischen Vereinigungen“ ist durch die Notverordnung vom 9. Dez. das Tragen von Abzeichen oder von einheitl. Kleidung verboten.)

3. **Katjam** ist es, der Polizei auch solche Veranstaltungen in geschlossenen Räumen anzuzeigen, an denen unsere Gruppen in Tracht teilnehmen. Obwohl dafür eine polizeiliche Erlaubnis nicht nötig ist, vermeidet man dadurch unliebsame Mißverständnisse.

4. **Katjam** ist es, sofort an die Bundeskanzlei Göttingen, Postfach 204, Mitteilung zu machen, sobald irgendwelche Schwierigkeiten mit den Behörden aufstehen.

Die Bundeskanzlei.

Im neuen Jahre neue Mitgliedslisten und Mitgliedskarten

Neue Preise

Mitgliedslisten (für 36 Mitglieder ausreichend)	20 Pfg.
Ergänzungslisten	10 Pfg.
Mitgliedskarten (blau) für unsere Gruppen	4 Pfg.
Mitgliedskarten (braun) f. unf. Jungschargruppen	4 Pfg.

Bundesabzeichen*	50 Pfg.
Jungscharabzeichen*	40 Pfg.
Jungschar-Halstuchringe	40 Pfg.

(* Mitglieder der LD. Baden und Pfalz bestellen Abzeichen bei ihren LD.)

Spareinrichtung (auch als Fahrtenkasse gut geeignet)

Sparbuch	30 Pfg.
Tagebuch	30 Pfg.
Hauptbuch	30 Pfg.

Bund Deutscher Jugendvereine e. V.

Göttingen, Postfach 204